

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Das Pferd von Erz

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

des Teiches begab sich dorthin, fing die Jungen ein, trug sie in einem Korbe nach dem Teiche, und setzte sie ins Wasser. Hier nahm sich sogleich eine andere Ente die gleichfalls Junge hatte, der Verlassenen mütterlich an. Die rechte Mutter aber kam nach Verlauf einiger Stunden über dem Teiche an, rief ihrer Brut zu, und wollte dieselbe an sich locken. Die Pflegemutter aber vertheidigte die angenommenen Kinder, und drei Tage lang wurde der bittere Kampf sehr oft erneuert, bis endlich die rechte Mutter unterlag. Sie konnte aber den Verlust nicht ertragen, und hat sich seitdem nicht mehr sehen lassen. Wenn ich nicht irre, so erzählte mir auch der Mann, welcher dem Kampfe zusah, daß die Ente zweimal während der Nacht einige Junge geraubt und nach jenem Bache geschafft habe, was allerdings möglich ist; doch kann ich diesen Umstand nicht mit Gewißheit behaupten.

Ein Offizier hatte eine Hündin, — einen Bullenbeißer, — die Junge warf. Da sie in Folge des Säugens ihrer Nachkommenschaft etwas schwach und mager

ward, so wurden diese ihr genommen, und in eine besondere Ecke des Hofes gesperrt, der mit einer ziemlich hohen Bretterwand umzogen war. Der Alten aber gelang es, nach manchen mißlungenen Versuchen, hinüberzuspringen. Da sie indessen aber nicht dicht zu den eingeschlossenen Kleinen kommen, und dieselben nicht mit Milch versorgen konnte, so leerte sie den Inhalt ihres Magens aus, und das that sie täglich wohl drei bis viermal, da es ihr an Futter nicht gebrach. — Wenn die Füchse von Hunden verfolgt werden, und ihre Jungen bedrohet sehen, so tragen sie eins derselben in der Schnauze bis in weite Entfernungen.

Manche Naturforscher, welche die Oekonomie der Thiere genau studirt haben; behaupten mit Zuversicht, daß auch manche Insektenarten nicht geringere Sorgfalt für ihre Jungen zeigen, wie die größten Bierfüßer, sich oft Entbehrungen auferlegen, um sie mit Nahrung zu versorgen, und sie hartnäckig gegen Angriffe vertheidigen. So namentlich die Spinnen.

## Das Pferd von Erz.

Es mögen nun wohl hundert Jahre in den Schooß der Zeiten hinabgerollt sein, als der Fürst von San Silvestro in seinem alten, ziemlich verfallenen Pallaste haufete, der in einer jener engen Straßen Neapels liegt, welche sich in der Nähe der prächtigen Toledostraße befinden. Viele Jahre lang hatte er ein Gut in dem entfernteren Theile Kalabriens bewirtschaftet, und in Abgeschlossenheit von der großen Welt gelebt. Sein Vater war ein auf seinen Rang stolzer Mann; aber durch Unglücksfälle hatte seine Familie nach und nach starke Einbußen erlitten; er war arm geworden. Um seine Dürftigkeit nicht zur Schau zu stellen, hielt er sich von der Hauptstadt entfernt, und ließ seinen Sohn von dem Geistlichen seines Ortes erziehen.

Durch das Ableben eines Verwandten, dessen einziger Erbe der Prinz war, gelangte dieser in den Besitz des alten Hauses, das man Palazzo Cavallo, oder

den Pferdepalast nennt. Er war, wie bemerkt, ziemlich zerfallen, und von den vielen Zimmern waren nur einige wenige bewohnbar. Denn der Verstorbene war ein sonderbarer Mann. Er lebte ganz für sich allein, hielt die Thüren stets geschlossen; ein alter treuer Diener bildete seine einzige Umgebung, und so viel man wußte war seine Lebensweise die mäßigste und einfachste, welche sich nur denken läßt. Allgemein war daher das Erstaunen, als sich ergab, daß er gar keine Schätze hinterlassen hatte.

Der Erbe bezog indessen den Palast und nahm seinen Sohn mit sich nach Neapel. Diesen, seinen Konstantin, sandte er nun in eine Erziehungsanstalt, während er selbst das einsame Leben, an welches er gewöhnt war, fortsetzte. Zum Herumwandeln bot ihm der Palazzo Cavallo Raum genug dar; der Hof, in welchem er seine Spaziergänge zu halten pflegte war groß genug,



und in der Mitte desselben erhob sich auf einem breiten Fußgestell eine schön gearbeitete, kolossale Statue eines Pferdes von Bronze, woran die Arbeit vortreflich und eines großen Künstlers würdig war. Wenn nun der alte Fürst bei seinen Gängen im Hofraume das Pferd betrachtete, was täglich geschah, so dachte er oft: wenn sich doch ein Liebhaber zu dem Standbilde fände, und mir es abkaufte. Denn den Palast hatte er wohl, doch seine Geldeinkünfte waren gering.

Aber es verfloßen einige Jahre und es wollte sich immer kein Käufer finden. Ausbieten mochte der stolze Mann sein Kunstwerk nicht; das hielt er seines Standes unwürdig. Da ließ sich eines Tages, als es eben dunkel zu werden begann, ein kleiner alter Mann vor der großen Eingangsthür blicken. Er klopfte an; es wurde ihm geöffnet, und, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, trat er in den Palast, und verlangte den Fürsten zu sprechen. Er wurde vorgelassen, bat um Entschuldigung, daß er zu einer so ungewöhnlichen Zeit komme, und äußerte den Wunsch das unten im Hofe stehende Pferd zu kaufen. Nichts hätte dem Fürsten erwünschter sein können, und er nahm keinen Anstand zu erklären, daß er, welcher sich vorzugsweise mit Landwirthschaft beschäftigt habe, nicht Kunstkenner genug sei, um auf das Pferd großen Werth zu legen. Allein er wisse, daß es mit viertausend Ducati noch gering bezahlt sei, wolle es indessen für diese Summe veräußern. Nach einigem Hin- und Herreden zeigte sich der Fremde bereit, dreitausend fünfhundert Ducati zu zahlen, am nächsten Morgen einen gültigen Wechsel dem Verkäufer einzuhändigen und das Pferd weggeschaffen zu lassen. So wurde der Handel abgeschlossen. Der Fürst aber sann den ganzen Abend darüber hin und her, was jenen alten Mann, welcher, der Sprache nach zu urtheilen, wohl ein Ausländer war, bewogen haben konnte auf diese Weise das Standbild zu kaufen. Vielleicht, dachte er, will Dich Jemand zum Besten haben, und das wurde ihm um so wahrscheinlicher, da der Alte am nächsten Morgen sich nicht blicken ließ. Aber gegen Abend, um dieselbe Zeit wie am Tage vorher, stand er abermals vor der Thür, gab einen Wechsel von 3500 Ducati ab, und bat um einen Empfangschein. Er blieb diesmal in einem Vorzimmer, da es ihm, wie er sagte, leid thun würde, den Fürsten zu belästigen, und äußerte gegen einen Diener, daß er nun morgen das Pferd durch seine Arbeiter holen lassen wolle.

Der Fürst stellte unverzüglich einen Empfangschein aus; als aber der Diener wieder ins Vorzimmer trat, war der Alte nicht mehr da, auch im Hofe fand man ihn nirgends; er war und blieb verschwunden. Am an-

dere Tage ging der Fürst um womöglich etwas Näheres über den wunderlichen Alten zu erfahren, zu dem Wechsel auf welchen die Anweisung lautete. Raun mochte er nach Allem was vorgefallen war noch hoffen, die Summe zu erhalten. Allein der Wechsel zahlte sie aus, und gab Auskunft, daß am Tage zuvor ein ihm unbekannter alter Mann dreitausend fünfhundert Ducati bei ihm für den Fürsten niedergelegt und den Empfang bescheinigt erhalten habe. Er sei ein dem Hause völlig Unbekannter. Der Fürst nahm sein Geld, eilte heim, und hoffte über kurz oder lang den geheimnißvollen Alten wieder zu sehen; allein vergebens. Niemand kam um das mit schwerem Gelde bezahlte bronzene Pferd abzuholen. Dem Fürsten kam die ganze Sache so sonderbar vor, daß er sie einst bei einer passenden Gelegenheit öffentlich mittheile. Sie wurde dann eine Zeitlang vielfach besprochen, allein, wie das zu gehen pflegt, bald nachher vergessen, weil andere Stadtneuigkeiten das Publikum von ihr abzogen.

Seit dem Verkaufe des Pferdes mochten wohl fünf Jahre verfloßen sein, als eines Morgens der Fürst früh geweckt wurde. Mit raschen Schritten trat der Abbate Selvaggi, einer seiner wenigen näheren Freunde und ein durchaus würdiger Geistlicher, ins Zimmer. „Stehen Sie auf, geehrter Freund,“ rief er, „kommen Sie sogleich mit mir in den Hof hinab, um das Pferd näher zu untersuchen. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, will aber nicht eher etwas sagen, als bis ich mich selbst überzeugt habe, daß hier keine Täuschung mit unterläuft.“ Schnell warf sich der Fürst in die Kleider, beide eilten hinab, und der Abbate rief, nachdem er das Standbild näher betrachtet hatte: „die Sache ist richtig; sie haben ihm die Augen ausgezogen.“ Und nun erzählte er dem Fürsten Folgendes. Er war zu einem Manne gerufen worden, der einst mit ihm zu gleicher Zeit die Studienanstalt besucht hatte, und später der innigste Vertraute des verstorbenen Erblassers gewesen war, aber nie in gutem Rufe stand. Jetzt lag dieser Mann schwer krank, und alle Hoffnung zum Wiederaufkommen war ihm verschwunden. Er hatte bisher ein Geheimniß in sich verschlossen, das ihn schwer drückte, und wollte es nur seinem alten Jugendfreunde offenbaren. Der verstorbene Sonderling hatte einst ein Gelübde gethan, wenn ihm Etwas nach Wunsch gehen würde; er wollte nämlich dem Pferde von Erz, das auf seinem Hofe stand, zwei Brillanten, so theuer und schön sie nur zu haben seyen, als Augen einsetzen lassen, und da sein Wunsch erfüllt wurde, so hielt er sein Wort, raffte all sein Geld zusammen, und ließ in Amsterdam die schönsten Diamanten kaufen, welche auf dem dortigen



Juwelenmarke zu finden waren. Darum fand man nach seinem Tode auch kein Geld bei ihm. Es mochte etwas von jenem alten heidnischen Aberglauben dabei mit im Spiele sein, von welchem sich in Neapel seit den Römerzeiten noch bis auf diesen Tag Spuren lebendig erhalten haben. Der Kranke, zu welchem der Abbate gerufen wurde, hatte allein um die Sache gewußt. Da Vorkehrungen getroffen waren, daß die Diamanten nicht glänzten, so blieb die Sache lange Jahre verschwiegen. Zu dem Sonderlinge fanden nur Leute Zutritt, die mit Asterihütern, Gemälden und dergleichen handelten. Kurz vor seinem Tode hatte man bemerkt, daß sein Vertrauter in häufigem Verkehr mit einem ältlichen kleinen Manne stand, demselben, welchen der Leser bereits kennt. Diesen hatte jener im Palaste Cavallo eingeführt, dessen Besizer er Vieles über fremde Völker und Länder erzählte. Der kleine Fremde war ein Jude aus Amsterdam. Als der Sonderling starb, bot dieser Mann dem Vertrauten Zehn tausend Ducati, wenn er ihn die Diamanten aus den Augen des Pferdes wegnehmen lassen und das Geheimniß streng bewahren wolle. Der Handel wurde abgeschlossen, und erst auf dem Todtenbette dem Abbate der ganze Vorgang kund gemacht.

Man kann sich die Aufregung des Fürsten San Silvestro denken. Auf eine so schmählische Weise war er also um eine bedeutende Summe betrogen worden, die vielleicht hinreichend gewesen wäre, ihn mit Glanz zu umgeben und es seinen reichen Standesgenossen an Aufwand gleich zu thun! Indessen er war sein Leben lang an einfachen Haushalt gewöhnt, und so tröstete er sich bald über den allerdings großen Verlust. Es müsse wohl Gottes Wille gewesen sein, daß Alles sich solcher Gestalt gefügt habe, meinte er; zum Reichwerden sei er offenbar nicht bestimmt, und wie die Sachen nun einmal ständen, wären jene dreitausend fünfhundert Ducaten, welche er von dem Unbekannten erhalten, doch besser als gar nichts.

Inzwischen war Konstantin, des Vaters Freude und Stolz, herangewachsen. Der Fürst hatte nichts gespart, um demselben eine nach damaligen Begriffen standesgemäße Erziehung in einer Anstalt geben zu lassen, welcher die Söhne der ersten Häuser des Königreichs Neapel anvertraut waren. Zwar Konstantin war nicht so reich wie die übrigen Zöglinge, allein die unverdorrene Jugend legt wenig Werth auf Geld und Gut; sie befragt, wenn sie Freundschaften schließt, nur das Herz. So war Konstantin, als er etwa sein neunzehntes Jahr erreicht haben mochte, mit einigen anderen jungen Fürsten in das vertrauteste Verhältniß gekommen, und namentlich mit dem Sohne des Herzogs von

Laurino, von welchem er fast unzertrennlich war. Allein der unerbittliche Tod raffte seinen Busenfreund in früher Jugend dahin. Der alte Herzog, gerührt darüber, daß Konstantin während der Krankheit nicht vom Lager seines Busenfreundes gewichen war, verschaffte dem Mittellosen eine einträgliche Stelle in der königlichen Leibwache, in welche nur die Söhne angesehener und reicher Edelleute aufgenommen wurden.

Seitdem trat Konstantin in die große Welt, und wurde in den Strudel derselben hineingerissen. Er fand lustige Gesellschaft, genoß fröhlich seiner Jugend und die Zukunft erschien ihm nur in rosenfarbigem Lichte. Das, was man die vornehme Gesellschaft zu nennen pflegt, hatte große Anziehungskraft für den jungen, heitern Fürsten.

Es war um die Faschingszeit, und Ball bei dem Herzoge von St. Marguerite, dem französischen Gesandten am neapolitanischen Hofe. Auch Konstantin hatte eine Einladung erhalten, und einer seiner Freunde, der Graf von Lesino holte ihn ab. „Bereite Dich vor, Freund,“ sprach dieser unterwegs, „Dein Herz, welches so fühllos gegen Weiber zu sein scheint, heute Abend gerührt und ergriffen zu sehen. Deine Augen werden Cäcilie von Montemar erblicken, das schönste Mädchen, welches auf Erden lebt. Und darum soll Cäcilie auch mir angehören, und ich sage Dir, ehe ein Jahr verfliehet, wird sie Gräfin von Lesino. Mit meinem Vater bin ich einig, und der ihrige scheint mir gewogen.“

Die beiden Freunde kamen spät; der Ball hatte längst begonnen. Der Graf suchte das Mädchen, welches er liebte, Konstantin blieb allein. Ein Zufall fügte es, daß ein Bekannter ihn Cäcilien vorstellte, und daß er sie zum Tanze aufforderte, nach dessen Beendigung er mit ihr ein längeres Gespräch anknüpfte. An diesem nahm später auch Cäciliens Vater Theil, aber kurz und barscher als eigentlich die gute Sitte erlaubt. Der französische Graf suchte die Unterhaltung abzubrechen; er hatte offenbar einen nicht geringen Widerwillen gegen Konstantin. Aber weshalb? Das konnte dieser nicht begreifen. So viel und so lange er auch darüber hin und her sann, war er doch, wie er annehmen mußte, dem Grafen völlig unbekannt. Nicht ohne einigen Verdruß sah er, wie sein Bekannter in jener Nacht nicht mehr von Cäciliens Seite wich; es regte sich in ihm ein Gefühl, das er bis zu jenem Tage nicht gekannt hatte. Liebe und Eifersucht wohnten in seiner Brust, und gewannen an Stärke, je öfter er von nun an Cäcilien sah. Doch wich endlich die Eifersucht, als er sich überzeugte, daß er der Gräfin nicht gleichgültig war;



seine Freude über diese Entdeckung wurde aber in nicht geringem Maasse dadurch getrübt, als er von Tage zu Tage mehr einsehen mußte, daß der alte Graf gegen ihn die entschiedenste Abneigung hegte, während er den Grafen von Vesino überall bevorzugte.

Der Fasching war längst vorüber und die Osterzeit gekommen. Jetzt wollte der Graf von Vesino, rasch und stürmisch wie die Italiener in ihrer Leidenschaft sind, Entscheidung über seine Zukunft haben, und bot Cäcilien seine Hand an, nachdem er vom Vater derselben zuvor die Einwilligung erhalten hatte. Voll Selbstvertrauen wandte er sich an Cäcilien, denn daß er eine abschlägige Antwort erhalten könne, hatte sich er nie träumen lassen. Und doch erhielt er eine solche. Das Mädchen erklärte ihm, wohl wisse sie, wie angenehm ihrem Vater eine Verbindung mit dem Grafen sein werde; allein sie wende sich an die Großmuth des Letztern, und bitte ihn dringend, nie ein Wort davon verlauten zu lassen, daß er ihr je einen Antrag gemacht. Besonders möge er das tiefste Schweigen gegen ihren Vater beobachten, den es nur betrüben könne, wenn er erfahre, daß sie auffer Stand sei, einem seiner liebsten Wünsche Folge zu leisten. „Herr Graf,“ sprach Sie zum Schlusse, „ich habe mich an Ihre Großmuth gewandt, und Ihnen unerbittlich meine Gefühle ausgesprochen. Ich schätze Sie, ich achte Sie hoch, aber ich liebe Sie nicht und kann darum nie die Ihrige werden.“

Des Italieners Augen sprüheten Zorn, sein Inneres lochte Rache, denn er sah in der abschlägigen Antwort eine tiefe Demüthigung, eine furchtbare Beleidigung. So sehr auch sein Stolz gekränkt war, so wußte er sich doch zu fassen; und mit erzwungener Ruhe sprach er: „Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ verbogte sich dann, und ging. Cäcilie, die nichts Arges ahnte, war erfreut über den Ausgang, welchen die Sache genommen hatte, und gab von dem Vorgange ihrer Freundin, der Herzogin St. Marguerite noch an demselben Tage Kunde. Diese, welche die große Welt, die Menschen und deren Treiben besser kannte, als das junge Mädchen, hielt freilich die Sache nicht für abgemacht, und fürchtete Schlimmes; doch hütete sie sich, Cäcilien zu benurhigen, und schwieg. —

— Beim Marchese San Severino, der am Vermählungstage seines Sohnes ein glänzendes Fest veranstaltet hatte, war Maskenball, auf dem Cäcilie in der Tracht eines provencalischen Bauernmädchens erschien. Ihre Freundin, Frau von St. Marguerite, in deren Hause Konstantin gern gesehen war, hatte ihm, dessen Neigung für Cäcilie sie wohl kannte, einen Wink davon

gegeben, und schon einige Tage früher den Wunsch hinzugefügt, ihn als provencalischen Minnesänger auf dem Valle zu sehen. Der Minnesänger erschien, und benützte einen günstigen Augenblick, um der, welche ihm so theuer war, seine Liebe zu erklären. Wie schmerzlich war es ihm zu vernehmen, daß sie seine Neigung nicht erwidern dürfe, da keine Hoffnung sei, ihres Vaters Widerwillen gegen ihn jemals zu bestiegen. Sie bat ihn, ihre Ruhe zu schonen, reichte ihm wehmüthig die Hand, welche er mit Thränen benetzte, und eilte von schmerzlichen Gefühlen überwältigt, hinweg.

Auch er war nach Hause gestürmt. Und was für ein Anblick wurde dem Jünglinge, der seine liebste Hoffnung zu Grabe getragen sah, hier im Palazzo Cavallo! Sein Vater lag auf dem Todtenbette; sein liebster Freund, denn das war der alte Fürst seit den Tagen der frühesten Jugend ihm gewesen, war ein seelenloser Leichnam; Konstantin hatte Alles verloren, was ihm theuer war. Zwei furchtbare Schläge hatten ihn in derselben Stunde getroffen. Vor wenigen Augenblicken noch blickte er so frisch und wohlgenuth ins Leben, jetzt stand er ganz verlassen da. Daß sein Vater ihm keine Reichthümer hinterlassen hatte, bekümmerte ihn wenig; seine irdischen Bedürfnisse waren ja leicht zu befriedigen, und der Welt schien er für immer entsagen zu wollen. Er schob gleichsam einen Kiesel zwischen sie und sich, ja er ging lange mit sich zu Rathe, ob er nicht in einem Kloster eine Zuflucht suchen solle. Um ungestört seinem Grame nachhängen zu können, blieb er einsam; den Beweisen an Theilnahme seiner Freunde und Bekannten wich er aus; die Thür seines Palastes war und blieb für Jedermann verschlossen. Nur zuweilen öffneten sie sich für ihn, wenn er in der Umgegend der Stadt am Strande des Meeres Seevögel schießen oder am Ufer des Sees von Agnano einsam umher wandeln wollte, oder ausging, um seinem Schmerze in den Wäldern nachzuhängen. Cäcilien's Bild war sein steter Begleiter.

So vergingen zwölf, fünfzehn Monate, und Konstantin war in Neapel von den Meisten vergessen. Eines Tages, durchstreifte er, allein wie immer, die romantischen Gehölze von Actrone, zu denen vom See ab ein dem Berge entlang sich windender Pfad leitet. Da, wo dieser in des Gehölz einmündet, gewahrte Konstantin, zwöli Gestalten, einen bejahrten Mann und ein junges Mädchen, auf dessen Arm jener sich stützte. Er erblickte Cäcilie, welche er seit jenem Abend nicht mehr gesehen hatte! Er war zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt hätte zurückgehen können. So blieb er stehen, und vernahm aus dem Munde der Geliebten die Worte:



„Der Weg war zu ermüdend, lieber Vater, ich will nach dem Wagen schicken.“ Sie befahl dem Diener welcher sie begleitete, den Kutscher zu rufen.

Jene schlugen nun langsam eine andere Richtung ein, so daß Konstantin ungesehen zurückgehen und sich hinter den Bäumen verbergen konnte. Von seinem Versteck aus, bemerkte er, daß Cäcilie ihren Vater nach einem Rasenhügel hingeleitete, wo beide sich niedersetzten.

Der Diener war erst eine kurze Zeit entfernt, als zwei Männer hinter dem Hügel hervorsprangen. Der eine warf sich über den alten Grafen her, um denselben zu knebeln, damit er nicht um Hilfe rufen konnte, und war nahe daran seinen Zweck zu erreichen, als ein Schuß fiel, und ihn zu Boden streckte. Der zweite hielt die ohnmächtige Cäcilie in seinen Armen, und trug sie fort ins Gebüsch. Allein Konstantin, nachdem er sich überzeugt, daß sein Schuß getroffen hatte, eilte dem Räuber nach, zog den Degen, ohne welchen zu jener Zeit kein den höheren Ständen angehörender Mann auszugehen pflegte, brachte den Mädchenräuber zum Stehen, verwundete ihn im Gefechte und schlug ihm die Waffe aus der Hand. Als der Graf von Vesino, denn dieser war es, sich ohne Wehr befand, stoh er von dannen, und Konstantin, der nun seine ganze Sorgfalt Cäcilien zuwandte, ließ ihn entriunen. Bald kamen auch Montemars Diener herbei, der Ketter des Grafen nahm diesem gegenüber im Wagen Platz, und begleitete den tief erschütterten alten Mann, und die noch lange bebende Cäcilie nach Neapel zurück. Unterwegs wurden nur wenig Worte gewechselt; aber wenn Cäcilien Lippen stumm blieben, so waren ihre Blicke um so bedeutender. Konstantin verweilte im Palaste des Grafen nur so lange, bis er sich überzeugt hatte, daß man denselben in seine Zimmer gebracht hatte, dann schickte er sogleich zu einem Arzte, und eilte in Person zu der Herzogin von St. Marguerite, um dieser mitzutheilen, was sich ereignet. Am andern Morgen ging er wieder zu Montemar, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Die Aussage des Arztes war ungünstig, und ließ das Schlimmste befürchten; der plöglische Schrecken hatte den alten Mann furchtbar erschüttert; es blieb kaum Hoffnung, daß er wieder aufkommen werde. Während Konstantin vom Arzte dieses vernahm, trat eine Dienerin ins Zimmer, und überreichte ihm einen Brief von Cäcilien's Hand. Er enthielt folgende Worte: „Mein theurer Vater wünscht dringend Sie zu sehen; ich bitte Sie keine Zeit zu verlieren; eilen Sie zu uns.“

Konstantin ließ sich unverzüglich in des Kranken Gemach führen, an dessen Lager Cäcilie stand. Der

Graf schlug seine Augen auf, reichte ihm die Hand, und dankte ihm für seine und seines Kindes Rettung. „Ich kann Ihnen, glaube ich, das, was Sie für uns gethan, nicht besser lohnen, als daß ich Sie mit Cäcilien vereinige; ich weiß, daß ich Ihrem Wunsche entgegenkomme. Legt Eure Hände ineinander, und nehmt meinen Segen. Jetzt aber muß ich noch einige Worte mit Ihnen allein reden.“ Cäcilie entfernte sich. Der Graf begann wieder: „Schwören Sie mir, Cäcilien nie zu entdecken, was ich Ihnen offenbaren will, denn ich habe ein Geständniß abzulegen, dessen ich gern überhoben wäre. Sie haben mir Ihr Wort gegeben zu schweigen; so hören Sie denn. Ich habe Ihres Vaters broncones Pferd gekauft. Sie wissen Alles was vorgegangen ist, haben ohne Zweifel von dem Abbate gehört, wie es sich mit jenem Menschen verhält, dessen ich mich bediente, um meinen Zweck zu erreichen. Deffnen Sie die Thür des Nebenzimmers; Sie sehen jenes eiserne Kästchen, das dort befestigt ist; an der Seite, da, weiter links befindet sich eine Feder, drücken Sie. Es springt auf; dort sind die Diamanten! die leidigen Steine! „seufzte der Sterbende.“ Können Sie mir vergeben? Ich beraubte Ihren Vater; ich stürzte ihn in Dürftigkeit! Aber wenn Sie wüßten, wie mich Jahre lang mein Gewissen quälte, Sie würden Mitleid mit mir haben. Ich habe Marter und Pein in einem furchtbaren Grade erlitten, meine Gesundheit wurde dadurch untergraben. Wenn ich Sie sah, erblickte ich in Ihnen einen lebendigen Vorwurf; es war mir, als stände in Ihren Augen meine Schuld zu lesen, ich fürchtete, Sie möchten das Geheimniß entdecken, deshalb stieß ich Sie von mir, mied Ihre Nähe. Doch vielleicht mindert Etwas meine Schuld. Mein Plan war folgender. Der Graf von Vesino war reich und angesehen; ihm gedachte ich Cäcilien zu vermählen, dann wäre mein Ehrgeiz, der mich im langen Leben nie ruhig werden ließ, befriedigt worden. Nicht Habsucht trieb mich, die Diamanten in meine Hände zu bringen, nur der Ehrgeiz, der Ehrgeiz, ich wiederhole es. Ich hegte den Gedanken Sie einst in Besitz des Schazes zu setzen; doch sollten Sie nicht erfahren, von wem Sie zurückerhielten, was Ihnen gehört. Ich drang in Cäcilie, dem Grafen die Hand zu reichen; sie weigerte sich; ich liebe mein Kind, Zwang mochte ich ihr nicht anthun, und die Folge davon war ein Bruch mit Vesino. Wie er sich an uns zu rächen gedachte, wissen Sie, unser Ketter. Ich kann nicht weiter reden. Seyen Sie glücklich.“ Konstantin suchte ihn zu beruhigen, er nannte ihn Vater, er drückte ihm die Hand. Der Graf erhobte sich noch einmal, und sprach: „Ich besitze ein Gut im südlichen Frankreich; gehen Sie dorthin, in



Neapel werden Sie nicht sicher sein vor Rachedolchen. Nehmen Sie, eine Zeitlang wenigstens, den Namen von jenem Gute an, und vergessen Sie Neapel, und was ich an Ihnen gesündigt. Beglücken Sie mein theures Kind." Bald nachher starb der Graf.

So erzählt die Sage, welche noch heute im Munde

des Volks zu Neapel lebt, und der ein wahrer Vorfall zum Grunde liegt, den sie vielleicht etwas ausgeschmückt haben mag. Sie fügt hinzu, daß die Liebenden des alten Grafen Willen befolgten, und ein langes glückliches Leben führten. Das Pferd von Erz aber ist im Palazzo Cavallo zu sehen bis auf diesen Tag.

## Die berauschenden Getränke und die Mäßigkeitsvereine.

Wir finden, daß die Menschen seit den ältesten Zeiten berauschende Getränke bereiteten und sich derselben bedienten, um sich zu betäuben. Sie sind dieser Gewohnheit leider bis jetzt treu geblieben, ob auch die Gesittung im Uebrigen noch so große Fortschritte unter ihnen machte. Man muß den Scharfsinn bewundern, den sie in Erfindung und Zubereitung solcher betäubenden Mittel zeigten. Die Götter des Olymps tranken Nektar, die nordischen Götter Meth; die alten Deutschen bereiteten ein Bier und verschmäheten anfangs den Wein, weil, er ihrer Annahme zufolge, die Männer verweichliche, die Kräfte erschlaffe.

Manche Völker berauschen sich nicht durch Getränke, sondern durch den Genuß anderer Mittel. So genießen manche Asiaten das heillose Opium, welches sie auch rauchen; andere kauen gewisse Kräuter und Blätter; denn die Menschen haben von jeher, nicht zufrieden mit einfachen Reizen, es sich angelegen sein lassen, künstliche zu erfinden, die sich entweder durch ihre Widerlichkeit, oder durch Gewaltthätigkeit, überhaupt durch etwas Verlehrtes auszeichnen. Je tiefer ein Volk steht oder sinkt, um so gröber pflegen auch die Reizmittel zu sein, welche ihm angenehm sind; es will sich gewaltthätiger Weise um sein Bewußtsein betrügen, sich von der Leere, die es füllt, um jeden Preis befreien.

Jene Orientalen, welchen der Koran den Genuß des Weins verbietet, halten sich, wie bemerkt, durch Opium schadlos, oder ergeben sich dem Genuße von Zucker- und Reisbranntwein, also dem Rum und Arrack. In der eigentlich heißen Zone sind Palm- und Honigwein sehr gewöhnlich. Uebrigens werden aus allen

möglichen Kräutern und Erdgewächsen berauschende Getränke verfertigt, aus Brod, Malz und Mehl, aus Obst und Sago, aus Kaffee und Kartoffeln, aus Hirse, aus Welschhorn, aus dem Aufgusse des Fliegenschwammes im nordöstlichen Asien, und bei den Mongolen aus Stutenmilch.

Bei den Europäern und ihren Abkömmlingen in den fremden Erdtheilen stehen nur dreierlei Arten von Getränken in Gunst: der Wein, das Bier und der Branntwein. Der Wein ist das edelste Getränk; mäßig genossen ist er eine Wohlthat, erheitert den Menschen und schadet der Gesundheit nicht. Das Bier, gut zubereitet, ist nahrhaft und zuträglich. Der Branntwein ist unter allen Umständen schädlich, nachtheilig, verwerflich, ein Zerstörer des Lebens, der Sittlichkeit und des Familienglückes, kurz ein Feind aller wahren Gesittung und Tugend, ein Beförderer der Niedrigkeit, der Gemeinheit, des Lasters jeglicher Art.

Die Destillation kam durch die Araber nach Europa, welches durch sie mit dem sogenannten Weingeist, Alkohol, bekannt wurde. Sie bereiteten Branntwein, dem man wohlthätige Arzneiwirkungen zuschrieb, und deshalb Lebenswasser nannte, Aqua vitae. Die Erfindung und Einführung des Branntweins ist von ungeheurer Einflüsse auf die Geschicke der Welt gewesen, fast so sehr wie etwa die Erfindung des Geldes, der Schreibkunst, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, deren wohlthätige Einwirkung durch ihn, den Lastererzeuger, so sehr gehemmt wird. Der Wissenschaft hat sie freilich genützt, manche Künste und Gewerbe hervorgerufen, oder doch verbessert und erweitert. Dieses langsame